

(Nachdruck verboten.)

18]

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Das ist aber doch wesentlich; denke nur, wenn etwas passierte!“

„Sagte ich nicht „Umso besser!“ als ich ungewiß darüber war, ob ich ihm nicht eine doppelte Dosis Sulfonal gegeben hätte?“

„Das Sulfonal ist kein Gift, wenigstens glaube ich so, während Arsenik ein fürchtbares ist, und sich leicht nachweisen läßt.“

„Das mag in der Theorie richtig sein, allein in der Praxis, das heißt vor Gericht, können sich die Ärzte niemals darüber einigen, ob jemand an Arsenik oder an etwas anderem gestorben ist. Aber darum handelt es sich ja auch gar nicht, ich will ihn ja nicht umbringen, sondern nur ein wenig krank machen, damit er aufhöre, sich von Ganybel behandeln zu lassen, und wieder seinen Grog trinke, natürlich mit Sulfonal, damit wir wieder beisammen sein können.“

„Wie soll ich Dir aber diesen Tropfenzähler zustellen?“

„Das ist ganz einfach. Du läßt Dir morgen einen zweiten Schlüssel zu Deinem Schreibpulte machen und legst ihn morgen abend, ehe Du fortgehst, zu unterst in das Fach, wo Dein Briefpapier liegt; des Nachts werde ich mir ihn holen und die Schublade rechts öffnen, wo ich den Tropfenzähler und auch einen Brief von Dir zu finden hoffe. Wenn Du übermorgen früh kommst, so wirst Du für Deinen Brief an derselben Stelle einen von mir finden.“

„Das ist sehr sinnreich, aber da mußt Du ja jede Nacht aufstehen?“

„Aus Vorsicht und um selbst gegen unwahrscheinliche Zufälle geschützt zu sein, werden wir einander statt mit Tinte mit Citronensaft schreiben; die Schrift wird leserlich, wenn man das Papier erhitzt; sollte man also wider alles Erwarten Dein Pult öffnen, so würde man nur weißes Papier vorfinden.“

„Du weißt doch für alles Nat!“

„Das ist kein großes Verdienst, wenn man liebt. Alles für unsere Liebe!“

### XX.

Wohl zwanzigmal hatten sie zu einander gesagt: „Wir müssen fort!“; endlich trennten sie sich. Während sie wieder nach dem Dorfe zurückkehrte, blieb La Baupalière allein im Lannengebüsch zurück und überlegte sich, wo er den Zug nach Rouen nehmen sollte: in Dissel oder jenseits des Waldes, an der Station Grand Couronne. Er entschloß sich, die vier Kilometer durch den Wald zu gehen; sollte die verwegene Abwesenheit von Hortense aufgefallen sein, so würde er dann behaupten können, er habe den Nachmittag in Rouen zugebracht.

In Wahrheit konnte er von Grand Couronne aus erst um acht Uhr abends auf dem Bahnhofe des Places St. Sever in Rouen eintreffen, aber dieser Bahnhof ist ein anderer, als der auf welchem man von Dissel ankommt; dort würde ihn also sicher kein Bekannter sehen. In Rouen hatte er eine volle Stunde Zeit, um auf der anderen Seite der Stadt auf dem Bahnhofe der Rue Verte den Zug nach Dissel zu nehmen, und auf dem Spaziergange durch Rouen gedachte er seinen Auftrag auszuführen.

Er trat in der That in die Apotheke der Rue Grand-Pont ein, verlangte einen Tropfenzähler und hörte zerstreut dem Gehilfen zu, der ihm verschiedene Sorten des gepulverten Artikels vorlegte, als aus der Hinterstube des Ladens Lurlure in freundschaftlichem Gespräch mit dem Apotheker herauskam.

„Wie, Herr La Baupalière, Sie werden mir untreu?“ rief er.

La Baupalière blieb sprachlos vor Verblüffung.

„Sonst noch etwas gefällig?“ frug der Gehilfe, indem er den Tropfenzähler einwickelte.

Diese Frage gab La Baupalière einen rettenden Wink.

„Ein Fläschchen bittere Tropfen möchte ich haben,“ sagte er.

„Sie leiden also an schlechter Verdauung?“ fuhr Herr Lurlure fort.

„Mangel an Appetit.“

„Notwendige Wirkung der Gifelliche; das Essen in der Renaissance ist aber doch sonst gut; da giebt's keine Margarinbutter; ich habe sie untersucht. Der Wein vielleicht läßt etwas zu wünschen übrig; halten Sie sich lieber an den Pepselwein. Auf alle Fälle werden Ihnen diese Tropfen gut thun. Fahren Sie nach Dissel zurück?“

„Mit dem Zug um acht Uhr fünfzig.“

„So werden wir also gemeinsam reisen. Ich freue mich über dieses angenehme Zusammentreffen.“

La Baupalière war weit davon entfernt, diesem Zusammentreffen die gleiche Eigenschaft beizumessen, aber er hoffte demselben durch den Einsall mit den bitteren Tropfen alles Gefährliche, was es etwa hätte darbieten können, benehmen zu haben.

Er erwähnte jedoch in dem Briefe, den er noch an demselben Abend an Hortense schrieb, nichts von dem Zwischenfall: wozu sie beunruhigen? Geschriebene Dinge erscheinen sofort bedeutamer als mündlich erwähnte.

Nebrigens war es besser und interessierte sie jedenfalls mehr, wenn er ihr von seiner Liebe schrieb. Es war das erste Mal, daß er ihr schrieb, und als er Papier vor sich hatte, wußte er nicht wo beginnen, so viele Ideen waren in seinem Herzen und Kopf zusammengedrängt, die ihm alle von gleicher Wichtigkeit zu sein schienen.

Sie war nicht seine erste Geliebte: als hübscher Junge, der er war, fand er sich sofort beim Austritt aus der Schule in die Kategorie der Männer eingereiht, für die die Frauen schwärmten, und viele derselben hatten sich ihm an den Kopf geworfen; aber keine hatte über ihn einen Einfluß vergleichbar mit dem, der ihn jetzt beherrschte, erlangt. Und dieser Einfluß war um so befremdlicher, als ihm Madame Courteheuse zuerst nur mittelmäßig gefallen hatte; drollig fand er sie, ja; aber nichts weiter; nicht häßlich genug, um ihr aus dem Wege gehen zu müssen, aber auch nicht hübsch genug, um sich in eine dauernde Liebchaft mit ihr einzulassen. Allein mit dem Besitz war der Geschmack gekommen und aus der Höflichkeit war eine Leidenschaft entstanden. Er liebte sie jeden Tag mehr und lebte nur für sie, dachte, sah und fühlte nur durch sie.

Das oder doch ungefähr das wollte er ihr schreiben, denn bei ihren verkürzten Zusammentritten hatten sie sich immer tausend Dinge zu sagen vergessen, da ihnen die Zeit fehlte.

Er war selbst darüber erstaunt, sich noch an seinem Schreibtisch zu finden, als es bereits Mitternacht schlug, und noch mehr erstaunt war er, als er die große Seitenzahl überschaute, die er zusammengeschrieben hatte. Niemals war ihm die Zeit so schnell und so angenehm verstrichen; ach! wie er sie liebte! Eigentümlich dünkte ihm, daß er, der doch bis dahin so flatterhafter Natur gewesen war, doch nicht daran dachte, sich von ihr, nachdem er sie jetzt besaß, freizumachen, sondern dabei glücklich war und nichts anderes wünschte.

Wenn schon sein Brief lang war, so war derjenige, den er am Dienstag in der Schublade seines Schreibtisches vorfand, noch viel länger. Hortense hatte sicher den größten Teil des Tages mit Schreiben verbracht, denn es war ein ganzer Band, den er erst des Abends vor seinem Kaminfeuer, das er zum Erwärmen des Papiers gebrauchte, durchlesen konnte, und durch den er erst den wahren Charakter ihrer Liebe begriff.

Ohne alle bellamatorischen Phrasen war dieser Brief doch so voll glühender, aufrichtiger, überströmender Leidenschaft, daß es ihm schien, als sei er mit Feuer geschrieben. Wie hätte diese verzehrende Glut nicht auch ihn in Flammen sehen müssen?

Dieser Briefwechsel wurde jeden Tag fortgesetzt. — Kürzer von ihm, der nicht zu wiederholen wußte, was er bereits gesagt hatte, aber ebenso übersprudelnd, wie am ersten Tage, von der Geliebten, welche die drei Börtchen: „Ich liebe Dich!“ stets aufs neue zu variiren verstand.

Was sie aber nicht in diesen Briefen mitteilte und was er doch so gerne hätte erfahren mögen, das war ein Aufschluß darüber, ob ihre nächtlichen Stelldichaine bald wieder beginnen würden. Sie war verschwenderisch mit vagen Hoffnungen,



bermied aber jedes bestimmte Wort. „Rechne auf mich, mein Bielgeliebter, — verlasse Dich darauf, daß meine Liebe unser Glück sichern wird“, diese Wendungen lehrten beständig in ihren Briefen wieder, aber mit keiner Silbe deutete sie an, was sie thun wolle, oder was sie erwarte. Er wagte es auch nicht, sie direkt darüber zu befragen, denn wenn sie ihm gegenüber schwieg, so mußte sie ihren Grund dazu haben. Eine Frage seinerseits würde wie Mißtrauen ausgefallen haben. Andererseits war es, trotz der Geheimschrift und der beiden Schlüssel doch gefährlich, zu schreiben, denn ihr Mann konnte sie dabei überraschen, und dann fand er gleichzeitig mit dem Mittel der Entzifferung auch die unlegbare Erklärung seiner Krankheit. La Vaupatière fühlte sich bereits allzusehr verwickelt in diese Apothekergeschichten, die ihm innerlich zuwider waren und an die er niemals gerührt hätte, wenn ihm nur die geringste Widerstandskraft gegen ihren Einfluß geblieben wäre; er hatte also keine Lust, sich noch mehr in die Sache einzumischen.

Um aber zu wissen, wie die Dinge stünden, beobachtete er Courteheuse aufmerksam und hörte, was der jüngste Schreiber erzählte, der in der Küche sein Mittagessen zu wärmen pflegte und daher stets durch Celanie erfuhr, was im Hause vorgehe. (Fortsetzung folgt.)

### Eine tausendstel Sekunde.\*)

Fast noch wunderbarer, als im Großen, ist die Natur im Kleinen und Allerkleinsten. Wie vor fünf- und sechshundert Jahren die Forscher und Denker in den Thälern des Ganges und Indus die Gesetze der gewaltigen Größen und größten Zahlen zu erforschen suchten, so beschäftigen in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter die kleinsten Größen den Geist des Forschers nicht minder. Zwar banen wir heute gewaltige Fernrohre, um die unermesslichen Weiten des Welt-raumes zu durchspähen, und sind zu Zahlbegriffen und Größenvorstellungen gekommen, von denen die Alten sich nichts träumen ließen; aber Charakteristischer noch, als das Fernrohr, ist für unsere Zeit und ihre Forschungsmethode das Mikroskop, mit dessen Hilfe wir lehrreiche Blide in die wunderbare Welt des Kleinen und Kleinsten gethan haben, aus dem ja schließlich auch das Große und Größte in der Welt besteht.

Wenn wir aber die Welt und die in ihr herrschenden Gesetze erforschen wollen, so dürfen wir sie nicht als etwas Lebloses und Unveränderliches betrachten; vielmehr lebt in ihr alles und verändert sich fortwährend. Sind ja doch Leben und sich verändern unlöslich mit einander verbundene Begriffe.

Alle Veränderung geschieht in der Zeit. Um die Gesetze der Veränderung zu ermitteln, ist daher die Messung der Zeit, in der sie geschieht, eine unerlässliche Vorbedingung. Nun meint wohl mancher, daß dies eine leichte Aufgabe sei. Wir besitzen ja sehr vorzüglich gehende Uhren. Sieht man also zu Anfang und Ende eines Vorganges, den man beobachten will, auf die Uhr, so ist die Zeit gemessen. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Man feuert eine Kanone ab und bestimmt auf einer etwas entfernten Station den Zeitpunkt, zu dem man den Schuß hat aufblitzen sehen, und dann wieder den Zeitpunkt, in welchem man den Knall des Schusses hört; man sieht das Aufblitzen etwa um 2 Uhr 11 Minuten 6 Sekunden und hört den Knall 4 Sekunden später. Dann weiß man, daß der Schall 4 Sekunden gebraucht hat, um von dem Standort der Kanone bis zu unserem Ohr zu gelangen. Haben wir nun gemessen, wie weit wir von der Kanone entfernt sind, so können wir leicht ausrechnen, welche Strecke der Schall in jeder einzelnen Sekunde zurückgelegt hat.

Bei Vorgängen, welche mit einer gewissen Gleichmäßigkeit ablaufen, genügt eine solche Methode der Zeitmessung durchaus. Zwar werden die einzelnen Zeitpunkte hier nur ungenau festgestellt; von dem Momente, wo ich den Schall höre, bis zu demjenigen, in welchem ich die Zeit ablese oder das Uhrwerk hemme, vergeht nothgedrungen etwas Zeit. Die Schallwellen, die das Ohr treffen, müssen durch die Nerven zum Gehirn geleitet werden, wo sie als Schallempfindung im Bewußtsein aufgenommen werden; dann muß der Wille, das Uhrwerk zu hemmen, die notwendigen Bewegungen der Hand veranlassen, um sich zu betheiligen; vom Gehirn muß aber wieder eine Nervenleitung zu den Bewegungsmuskeln führen, was auch nicht ohne Zeitverlust geschehen kann. Die auf solche Weise verloren gegangene Zeit beträgt in dem angeführten Beispiel aber nur einen so geringen Bruchtheil einer Sekunde, daß sie gegenüber der ganzen Zeit von vier Sekunden nicht in Betracht kommen kann.

Die weiteren Vorgänge in der Natur laufen aber durchaus nicht so gleichmäßig ab, und es gilt, die Art ihres Ablaufes festzustellen. Hier sind von den Mathematikern und Naturforschern geistvolle Methoden erdacht, die es ermöglichen, die Gesetze der Veränderungen in langen Zeiträumen sehr genau darzustellen, wenn man durch Beobachtung die Veränderung in einer sehr kurzen Zeit findet. Deshalb ist die genaue Messung sehr kleiner Zeiträume von einer besonderen Wichtigkeit geworden.

Welches ist nun der kleinste Zeitraum, den wir noch angeben können? Rechnungsmäßig können wir da so weit gehen, daß jede Vorstellung verschwindet. Durch Versuche der oben angebeuteten Art ist z. B. festgestellt, daß der Schall in jeder Sekunde 330 Meter weiter gelangt. Um einen Meter pflanzt er sich also in  $\frac{1}{330}$  Sekunde fort, und um einen Millimeter im tausendsten Teil dieser Zeit, also in weniger als einer dreihunderttausendstel Sekunde. Für uns handelt es sich aber nicht darum, solche kleinen Zeiträume zu berechnen, sondern zu messen, Anfang und Ende eines solchen Zeittheilchens genau zu bestimmen, und das ist, wie leicht zu sehen, eine viel schwierigere Sache. Von den mancherlei Apparaten, die diesem Zwecke dienen, will ich zwei andeuten.

Es ist sehr leicht, ein Uhrwerk zu konstruieren, bei welchem ein Rädchen einen Umlauf in dem zehnten Teil einer Sekunde vollendet. Bei der sogenannten Millisekunden-Uhr von Hipp befinden sich zwei Räder, von denen das eine in zehn Sekunden, das andere in einer zehntel Sekunde umläuft. Mit jedem Rade ist ein Zeiger verbunden, der über ein Zifferblatt mit 100 Teilstrichen hinläuft. Um einen Teilstrich rückt der eine Zeiger also in dem hundertsten Teil von 10 Sekunden, der andere von  $\frac{1}{10}$  Sekunden vor; der letztere bewegt sich also um einen Teilstrich in  $\frac{1}{1000}$  Sekunden oder in einer Millisekunde. Nun sind die Zeiger nicht fest mit dem Uhrwerk verbunden, sondern können durch einen Elektromagneten in dasselbe eingeschaltet, durch einen andern wieder ausgeschaltet werden. Will man mit der Uhr also messen, so muß man den zu beobachtenden Vorgang so anordnen, daß beim Beginn desselben ein elektrischer Strom geschlossen wird, der den Elektromagneten erregt und den Zeiger in das bereits laufende Uhrwerk einschaltet; am Schluß des Vorganges muß dann ein zweiter elektrischer Strom geschlossen werden, der den anderen Elektromagneten erregt und das Uhrwerk wieder ausschaltet.

Ein sehr einfacher Versuch mit diesem Apparat ist die Messung der Zeit, die nötig ist, um einen Sinnesindruck zur Wahrnehmung und darauf die Hand zur Bethätigung zu bringen, die Zeit also, die ein Reiz braucht, um in den Nerven fortgepflanzt zu werden. Eine Person schließt durch einen Druck auf einen Knopf den ersten elektrischen Strom und schaltet den Zeiger in das Uhrwerk ein; eine zweite Person steht daneben, mit dem Finger auf einem Knopfe, um den zweiten Strom zu schließen und das Uhrwerk wieder auszuschalten. Die zweite Person drückt auf ihren Knopf, sobald sie das Zucken beim Drücken des ersten Knopfes hört; in demselben Moment also, in welchem der Zeiger eingeschaltet wird, wird er auch schon wieder ausgeschaltet, und er würde sich daher, sollte man meinen, kaum von der Stelle bewegen. Der Versuch zeigt jedoch, daß der Zeiger mehr als einen vollen Umlauf beendet, um 133 Teilstriche war er vorwärts gegangen; 133 Tausendstel Sekunden verfloßen also von dem Momente, in welchem man das Zucken des ersten Knopfes hörte, bis zu demjenigen Moment, in welchem man den zweiten Knopf wirklich drückte.

Einfacher noch, als einen Strom zu schließen, ist es in vielen Fällen, ihn zu Beginn und Ende eines Vorganges zu öffnen. Hierauf beruht ein anderer Apparat zur Messung sehr kleiner Zeiträume, der beim Militär zur Messung von Geschossgeschwindigkeiten vielfach Anwendung findet. Hier hängt an einem Elektromagneten ein Eisenstab, der losgelassen wird und herabfällt, sobald der Strom geöffnet wird. Ein zweiter kleinerer Stab hängt an einem tiefer angebrachten zweiten Elektromagneten; dieser Stab bewirkt beim Abfallen von seinem Elektromagneten, was beim Definieren eines zweiten Stromes zu Ende des zu beobachtenden Vorganges geschieht, das Vorchnellen eines Messers, das auf dem ersten Stab eine Kerbe einschlägt. Aus der Höhe derselben, die man an dem Stab leicht abmessen kann, ersieht man, um wieviel der Stab gefallen ist, und kann hieraus leicht die Zeit berechnen, die er dazu gebraucht hat. So kann z. B. eine Gewehr-kugel beim Losdrücken sowie beim Herausfliegen aus dem Laufe einen dünnen Draht durchreißen und dadurch das Definieren eines elektrischen Stromes herbeiführen. Man kann so also die Zeit ermitteln, die sie zu ihrer Bewegung durch den Gewehrlauf gebraucht hat.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist in der neuesten Zeit auch die photographische Festhaltung sehr kurz dauernder Vorgänge geworden. Man hat es gelernt, so empfindliche Platten zu verfertigen, daß ihre Belichtung während  $\frac{1}{1000}$  Sekunde genügt, um ein scharfes Bild zu erzeugen. Schnell auf einander folgende Aufnahmen, die dann dem Auge in derselben Reihenfolge wieder vorgeführt werden, erwecken den Eindruck der Bewegung und des natürlichen Lebens. Einen großartigen Aufschwung erfuhr diese Art photographischer Darstellung mit der Erfindung des Films, eines photographischen Papiers, das von einer Rolle abläuft und dabei während ganz kurzer Momente belichtet wird, so daß man eine Reihe auf einander folgender Bilder erhält. Den beiden Brüdern Lumière in Frankreich gelang es, eine mechanische Vorrichtung zu treffen, durch die der Film nur ruckweise bewegt wird, und dann während der Belichtung still steht. Dies bedeutete einen außerordentlichen Fortschritt in dieser Art der Photographie, die in den Kinetoskopen und Kinetographen bald eine große Beliebtheit errang. Doch befriedigen diese Bilder und ihre Vorführung keineswegs bloß die Schaulust, indem sie das Leben in prächtiger Weise reproducieren, sondern dienen in hohem Maße der wissenschaftlichen Forschung; man kann z. B. bei der Betrachtung der Bilder den Film mit erheblicher Langsamkeit abrollen und dadurch eine Bewegung, z. B. den Gang von

\*) Mit Benutzung eines von Dr. S p i e z in der Urania gehaltenen Vortrages.



Menschen und Tieren, die in Wirklichkeit einen kleinen Bruchteil einer Sekunde beanspruchte, auf die Dauer von mehreren Sekunden auseinander ziehen. Es ist klar, daß das Studium des Mechanismus der Bewegungen hierdurch außerordentlich gefördert werden muß.

So führt die Betrachtung und Erforschung der Vorgänge, die sich in sehr kleinen Zeiten, in wenigen Tausendsteln von Sekunden abspielen, zu einer tieferen Erkenntnis der Natur, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. — Bt.

## Kleines Heuilleton.

1. Appell. Ein kleines Zimmer in einem Hofgebäude. Ein einfacher, schlicht gekleideter Mann sitzt vorn am Fenster vor einem Tisch. Das Licht fällt spärlich auf die Bücher, die den Tisch bedecken und in denen der Mann rechnet. An den Wänden stehen mehrere Regale und ein Schrank. Im dämmerigen Hintergrund sind Stühle gestellt. Mehrere ältere Männer sitzen dort, meist vornübergebengt. Sie starren schweigend vor sich hin, die schweißigen Hände auf den gestülpten Knien, oder stützen sich den Kopf. Ihre breiten Schultern, die vom Wetter gehärteten Gesichter, die von großer Kraft zeugen, haben in ihrer verzweifelten Mutlosigkeit nicht mehr den Ausdruck vom Bewußtsein dieser Stärke. Müde und niedergeschlagen schweigen sie.

Da wird die Thür aufgestoßen. Aus dem Vorzimmer, in dem Vereinspindfchen und bunte Embleme hängen, kommt noch ein Trupp solcher Männer. Der am Fenster steht auf und empfängt sie: „Na, Du auch ohne Arbeit? . . . Und, Heinrich, Du hast doch noch nicht? Kinder, Kinder! Wo soll das hinführen?“ Er nimmt ihnen die Karten ab und stempelt sie. Dann trägt er die Nummern der Karten in eine Rubrik ein, die auf einem Nebentische liegt: „Da, die halbe Seite ist nun wieder voll. Wenn das heute so weiter geht . . . Schließlich reicht die eine Seite gar nicht mehr.“

„Ach . . . weißt Du . . . rüd mal ein bißchen!“ sagt der eine der Neuangeworbenen zu den Eigenden. Mehrere von ihnen stehen auf und gehen mit kurzem: „Morgen!“ hinaus. Ein anderer sagt zu dem vor ihm Stehenden: „Du schon seit zehn Wochen jeden Morgen vor den Plägen und vor'm Van . . . und dann immer herein von Schöneberg zu Fuß. Fahrgehd hat man nicht mehr. Die vielen Kinder und die Frau — und immer wieder nach den Plägen und den Bauten! Da wird man müde . . .“

Die anderen antworten nur: „Ich geh nu auch schon sechs Wochen . . .“ „Hier Wochen . . .“ „Keim Wochen . . .“

Sie nicken einander zu und schweigen. Der Mann am Fenster schreibt wieder. Das Kraken seiner Feder ist das einzige, was die Stille stört.

Da schallen Tritte im Vorzimmer.

Es kommen schon wieder andere, die sich in die Rubrik eintragen lassen wollen. —

— Abonnementfang im Reichstahl. Das „Luzerner Tageblatt“ hat von einem Abonnenten unlängst folgende Zuschrift erhalten: „Ich ging am letzten Sonntag wie gewohnt zur Ohrenbeichte und legte nach bestem Wissen und Gewissen mein Sündenbekenntnis ab. Pflöchlich unterbricht mich der Herr Vater: „Lesen Sie auch eine Zeitung?“

„Ja.“

„Was für eine?“

„Das Luzerner Tageblatt.“

„Haben Sie das Blatt abonniert oder erhalten Sie es gratis?“

„Ich habe es abonniert.“

„Hören Sie, ich will Ihnen etwas sagen: Sie dürfen dieses Blatt nicht mehr lesen, sondern müssen das „Luzerner Volksblatt“ abonnieren. Sie gewinnen dabei doppelt, erstens ersparen Sie 7 Franken Abonnementgebühr und zweitens retten Sie Ihre unsterbliche Seele.“ —

## Theater.

—r. Schiller-Theater. „Der Herrgottschniker von Ammergau“, Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Ganghofer und Hans Neuert. Nicht mehr ganz so geistreich treten hier die Bauern in die Erscheinung wie in Auerbachs Dorfgeschichten, aber immer noch gemühtief und gefühlvoll genug, um von der platten Wirklichkeit einen recht unklaren und irreführenden Begriff zu geben. Was das Stück, mit dem zu Anfang der achtziger Jahre die Gesellschaft des Herrn Hofpaar ihren Zug antrat, bei alledem beachtenswert macht, ist das äußere Beiwerk, die Vorführung bäuerlicher Eigenheiten, die ohne eigentlichen Zusammenhang mit der dünnen Handlung gleich Gucktafelnbildern am Auge des Zuschauers vorüberziehen. Von Belang ist da der dritte Akt mit seiner Hochzeitsfeier, der manchen altväterischen Brauch gewissenhaft aufgezeichnet enthält. In der Aufführung kam dem Schiller-Theater zu statten, daß es über etwelche süddeutsche Mitglieder verfügt, die sich mit dem Dialekt in durchaus erträglicher Harmonie abfanden. Fräulein Rosner als Loni, Herr Olmar als Pauli und Herr Pategg als Pechlerlehnl machten ihre Sache ganz vortrefflich. Ein gleiches würde sich von Herrn Thurner und Fräulein Seitz sagen lassen, wenn von ihnen das Pärchen Loisl und Resl etwas weniger karikiert gegeben worden wäre. Da die Regie mit ganz besonderer Sorgfalt ihres Amtes gewaltet hatte,

so kam im ganzen eine Vorstellung zu stande, die sich in jeder Beziehung unter Brüdern sehen lassen konnte. —

## Kunstgewerbe.

gk. Das South Kensington-Museum in London, das durch seine Organisation geradezu musterträchtig geworden ist und für die heutige Blüte des englischen Kunstgewerbes eine außerordentliche Bedeutung gewonnen hat, wird in seiner Wirksamkeit in einem Artikel, den Bacon in der „Chronique des Arts“ veröffentlicht, des näheren gekennzeichnet. Es erhält vom Staate ein jährliches Budget von gegen 2 Millionen Mark. Mit diesen glänzenden Mitteln hat es eine ausgezeichnete, in seiner Mannigfaltigkeit und der Güte der einzelnen Stücke unübertroffene Sammlung zu stande gebracht, deren Wert heute 20 Mill. Mark übersteigt. Die Ausgaben für Neuerwerbungen beliefen sich während des Rechnungsjahres 1897 auf 144 200 Mark. Nicht allein London, sondern ganz Großbritannien schöpfen aus ihm ihre Inspirationen und Modelle für die Kunstindustrie. Seine mächtige Organisation arbeitet von seiner Gründung (1855) an speziell auf dieses Ziel, den künstlerischen und technischen Unterricht, hin. Jedes Museum, jede Schule, jede städtische Behörde, jede industrielle Vereinigung hat das Recht, seine ständige Mitarbeit zu fordern, und sie wird jedesmal bereitwilligst gewährt. Es giebt kein Etablissement, das an der Kunstindustriellen Entwicklung mitarbeitet, das nicht in enger Verbindung mit ihm stünde, das von ihm nicht ermutigt und finanziell und geistig unterstützt würde. Keine kunstgewerbliche Ausstellung wird organisiert, die sich nicht an das Museum wendete, um seine Bedeutung und Interesse zu erhöhen. Im Jahre 1897 hat es an 25 solchen teilgenommen. Besondere Gewähr für eine gesunde Einwirkung des Museums bietet es aber, daß die Selbständigkeit der Leitungen der lokalen Museen möglichst gewahrt wird, da diese besser als die Beamten in London die Bedürfnisse der heimischen Künstler und Industriellen übersehen können. In enger Verbindung mit dem South Kensington-Museum arbeiten in allen Industriezentren des Landes kleinere Museen, 66 an der Zahl, die vom Staat, von der Stadt oder von Vereinen ins Leben gerufen und sehr reich ausgestattet sind. Sie dienen der künstlerischen Schulung der im Kunstgewerbe Thätigen und des Publikums. Man hat viel Fleiß darauf verwendet, den Aufenthalt in diesen Museen so angenehm wie möglich zu machen, und die Sammlungen in einer Weise geordnet, die überall den Zusammenhang zwischen Kunst und Technik klar hervortreten läßt. Im „Science and Art Museum“ von Edinburgh sind zum Beispiel die Arbeiten der Metallurgie — Gold- und Silberarbeiten, Bijouterien, Bronzearbeiten zc. — so aufgestellt, daß man zunächst die neuesten Verfahren in der Galvanoplastik, die Metall-Regierungen, die vollkommensten Maschinen für Stanzen und Beschneiden der Stücke kennen lernt und dann die Anwendung der Kunst auf diese Techniken in historischer Reihenfolge sieht. Naturgemäß werden in jeder dieser Städte die Zweige der Kunstindustrie besonders bevorzugt, die in der Produktion des Ortes die größte Bedeutung haben, ohne daß aber Einseitigkeit großgezogen würde. Für Künstler und Arbeiter werden regelmäßig Vorträge mit Demonstrationen der Kunstwerke gehalten. Auch darauf achtet man, daß die Museen, wenn möglich, in schöner landschaftlicher Umgebung angelegt werden. So hat Muskin im Jahre 1876 das Museum von Sheffield in einem schönen Park in der Nähe der Stadt errichtet, und in Manchester, Salford, Birmingham Glasgow u. a. ist man seinem Beispiel gefolgt. Ständig werden die ausgestellten Werke gewechselt; und man leiht zu diesem Zweck auch von Sammlern und Museen Werke aus. Ein reger Austausch besteht vor allem natürlich mit dem South Kensington-Museum. Im Jahre 1897 hat das Museum in die Provinz nicht weniger als 26 000 dekorative Kunstwerke aus seinen Sammlungen an die 66 Museen geschickt und 9595 Stücke, Kunstgegenstände, Malereien, Gravüren usw. an 260 Kunstschulen. Die Subventionen, die diesen Museen zu dem Anlauf von Kunstwerken und Reproduktionen gewährt wurden, haben 20 000 M. überschritten. Die Anstrengungen werden denn auch belohnt: 250 000 bis 300 000 Personen besuchen diese Museen jährlich. Auf die Wahl der Beamten wird eine große Sorgfalt verwendet. Genaue Sachkenntnis, Initiative und volle Hingabe an den Beruf werden von ihnen gefordert. Die meisten Beamten werden im South Kensington-Museum ausgebildet. Sie beziehen den Anforderungen entsprechend sehr gute Gehälter. Das Gehalt des Direktors des South Kensington-Museums beträgt 18 000 M. und freie Wohnung, des Direktors in Edinburgh 16 000, in Dublin 14 060, in Birmingham 14 000 M. usw. In jedem Jahr veröffentlicht alle diese Museen Berichte über Budget, Unternehmungen des Instituts, Vermehrungen der Sammlungen, Entleihungen, Zahl der Besucher usw., die wieder zur Propaganda unentgeltlich an das Publikum verteilt werden. Die Besuchszeit des South Kensington-Museums ist für das Publikum sehr bequem, von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends. In einem Restaurant können Erfrischungen und Mahlzeiten eingenommen werden. Die Bibliothek dient im Winter, ein schöner Garten im Sommer als Erholungsort. Die Gesamtzahl der Besucher braucht unter diesen Umständen nicht zu überraschen: Ueber eine Million Menschen haben nach der offiziellen Statistik im Jahre 1897 das South Kensington-Museum besucht, 388 709 Bethnal Green, ein Zweigmuseum in London; und die Gesamtzahl aller Besucher der 66 kunstgewerblichen Museen belief sich im Jahre 1897 auf nicht weniger als 6 321 500. —



**Volkstunde.**

Ein Lüneburgisches Bauerngehöft wurde im vorigen Jahr im Museum zu Celle in allen seinen Einzelheiten zur Aufstellung gebracht. Im letzten Winter ist nun neben dem Lüneburgischen Gehöft ein Wendenhof aufgestellt. Die wendischen Dörfer, sofern sie nicht durch Feuer zerstört sind und bei Neubauten eine andere Gestalt bekommen haben, liegen alle gedrängt in der Runde (Mundling) hufeisenförmig gebaut und haben gewöhnlich nur einen Eingang. Sie unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Dörfern germanischen Ursprungs, deren Häuser der Länge der Straße nach oder gemischt gebaut sind. Ein solcher Wendenhof ist nun, wie der „Nat.-Ztg.“ geschrieben wird, herausgegriffen und im Museum zu Celle zur Anschauung gebracht. Was beim Wendenhause zuerst in die Augen fällt, ist der Schmutz des Giebels. Dazu werden keine Kosten gespart, und Holz wird nicht gespart. Die Balken des Giebels stehen in hübschen Formen zu einander und so eng, daß wenig Fachwerk durch Mauersteine auszufüllen war. Auf dem im Museum gebotenen Mobell steht auf dem grün gestrichenen Querbalken in alter Schrift der Vers: „All was mein Thun und Anfang ist“ usw. Darunter gerade über der Thür: Hans Kieber und Anna Sühz sowie Anno 1757. Rechts und links von der Lehmdehle sind die Pferde-, Kuh- und Schweinefäße. Die Stuben sind geräumig, in kleinen Nebenräumen von der Stufe sind die Schlafgefasse, die „Buzzen“, angebracht. Um noch ein Bild von einem alten wendischen „Mundling“ zu geben, ist auf einem 1 Quadratmeter großen Brette aus kleinen bearbeiteten Hölzern, die Häuser und Schuppen darstellend, ein solches Dorf zur Anschauung gebracht. —

**Aus der Urzeit.**

10. Meeresquallen aus der Urzeit der Erdgeschichte. Die Wissenschaft von den ausgestorbenen Tieren und Pflanzen ist ohne Zweifel eines der schwierigsten Kapitel der Naturforschung, aber auch eines der schwierigsten. Sie soll uns unterrichten von der allmählichen Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde und ist zu diesem Zwecke darauf angewiesen, die älteren und neueren Schichten der festen Erdrinde auf ihren Gehalt an Versteinerungen und anderen Resten früherer Lebensformen zu durchsuchen. Ein einziger Fund, besonders in den ältesten Ablagerungen, kann für sie wie für die Geologie von allergrößter Bedeutung sein. Aber gerade dieser Wissenschaft werden zuweilen Rätsel aufgegeben, deren Lösung zunächst das Vermögen des Menschen durchaus zu übersteigen scheint. Der Paläontologe bekommt gelegentlich so merkwürdige Bildungen auf uralten Gesteinsoberflächen zu Gesichte, daß er zunächst gar keinen Rat und keine Deutung wissen kann, er kann nicht einmal erkennen, ob diese Spur wirklich von einem lebenden Wesen, einem Tier oder einer Pflanze, herrührt, oder ob sie durch andere natürliche Kräfte geschaffen wurde und somit in die Gruppe dessen zu stellen wäre, was die Naturkunde früherer Zeiten als „Naturspiel“ bezeichnete. Und doch werden solche Reste, wenn das Rätsel erst einmal gelöst ist, oft zu kostbaren Schätzen. Dazu gehören auch gewisse aus Sandstein zusammengesetzte Knöllchen, die zuerst in West-Gottland in Schweden in den ältesten geschichteten Ablagerungen gefunden und von dem Geologen Rasthorst gedeutet wurden. Es sind eigentümliche Gesteinsklümpchen, bald von steinartiger bald von scheibenförmiger Gestalt. Begreiflicherweise wußte man zunächst nichts damit anzufangen, aber der schwedische Geologe kam durch einen glücklichen Zufall auf die richtige Spur. Er dachte nämlich daran, daß Meeresquallen die Urheber jener merkwürdigen Gesteinsbildungen gewesen sein könnten. Wer einmal längere Zeit an der Meeresküste gewohnt und dem Tierleben auf dem Strande Aufmerksamkeit zugewandt hat, muß häufig besonders die massenhaft vorkommende Ohrenqualle, zuweilen in ungeheurer Menge von der Brandungswelle auf den Strand hinaufgepült werden. Bei geringer Brandung bleiben die Tiere gewöhnlich auf dem Trocknen liegen und finden dort ihr Ende, indem die schlammige Masse ihres Körpers langsam zerfließt. Wenn nun aber der Sand, auf den sie zu liegen gekommen sind, durchnächt und weich war, so wird selbst das geringe Körpergewicht einer solchen Qualle genügen, um einen Abdruck in der Unterlage hervorzubringen. Entweder bildet sich die schirmartige Scheibe der Qualle auf der Sandfläche ab, oder der weiche Sand drängt sich von unten her in die Mundanhänge des Tieres, die wie der Klöppel einer Glocke aus dem Schirm heraushängen, hinein und füllt den Zwischenraum zwischen ihnen aus. Wenn nun der Sand in dieser durch die Quallen leicht beeinflussten Form trocken und hart wird, und durch eine später hinübergepülte Sandschicht geschützt bleibt, so können sich diese merkwürdigen Bildungen lange Zeit erhalten. Dies ist in jenem schwedischen Sandstein thatsächlich der Fall gewesen, denn das Alter der erwähnten stein- und scheibenförmigen Knollen ist nur nach Millionen von Jahren zu schätzen. Rasthorst hat durch Versuche jeden Zweifel an der Entstehungsart der Bildungen bekommen, indem er einfach durch Versuche an lebenden Quallen zeigte, daß auf die soeben beschriebene Weise noch heute genau dieselben Gebilde entstehen können. Nachdem einmal eine Aufklärung der rätselhaften Formen geschaffen war, fanden sie sich auch in anderen Gebieten, in ganz besonderer Menge, aber in Amerika, und zwar in Schieferablagerungen von Alabama. Dort kamen sie in

solchen Mengen und in so schöner Ausbildung zum Vorschein, daß jetzt der amerikanische Paläontologe Walcott einen ganzen Band der „Monographien der geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten“ den „fossilten Quallen“ gewidmet hat. Er hat sich aber nicht nur mit den amerikanischen Formen abgegeben, sondern auch diejenigen von Schweden, von Rußland, Böhmen und Bayern in Betracht gezogen, in welchen Ländern sie sich durchweg in der alten Formation des Cambrium finden, außerdem aber kommen sie noch in der permischen Formation Sachsens und in der Juraformation Bayerns vor; hier in dem berühmten lithographischen Schiefer von Solenhofen. In den weitaus meisten Fällen sind diese alten Spuren so roh und undeutlich, daß man die zarte Gestalt der ausgestorbenen Quallen nicht mehr daraus erkennen kann. Es finden sich aber auch Abdrücke im Gestein, die der Untersuchung günstiger sind, und so hat besonders in den Schichten von Alabama der Forscher eine ganze Anzahl von ausgestorbenen Medusen bis auf Einzelheiten ihrer Gestalt nachweisen können. Die Quallen lebten dort in verhältnismäßig seichtem Wasser, wurden vielfach an den Strand geworfen und schnell unter einem feinen kieselhaltigen Schlamm begraben, der sie später nach allmählicher Verfestigung zu einem feinen Kiesel-schiefer umbildete, auf dessen Platten sich die Abdrücke jener schlammigen Meerestiere wohl erhielten. Auf 47 prächtigen Tafeln führt uns Walcott die Reste jener uralten Quallen vor, die in einzelnen Formen bereits in überragendem Grade den heutigen Vertretern dieser Tiergruppe gleichen. —

**Humoristisches.**

— Vorbereitung. Wirt: „Ja, Seppel, was ist denn das. Du hast heut' schon die zehnte Maß, was ist denn los bei Euch daheim?“  
 Seppel: „Ja, wissen S', der Vater hat morgen einen Loast auszubringen, und da probiert er heut' das Austrinken auf einen Zug!“  
 — Wie schade! Wackisch: „Ach, wenn Schiller und Goethe doch heutzutage lebten, was für reizende Aufsichtspostkartenverse würden die dann wohl dichten!“  
 — Auf der Sekundärbahn. Passagier: „Domerwetter, der Zug fährt ja heute ordentlich schnell, Schaffner!“  
 Schaffner (geheimnisvoll): „Ja, wissen S', wir haben nämlich einen Eilbrief im Postfach!“  
 („Meggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Die Aufführung von Shakespeares „Troilus und Cressida“, welche die „Historisch-moderner Festspiele“ am 7. Mai, mittags 12 Uhr, im Theater des Westens veranstalten, wird überhaupt die erste Aufführung sein, die dieses Werk in Berlin erlebt.  
 — Im Berliner Schauspielhaus findet am 9. Mai die Erstaufführung von Persalls fünfactigem Schauspiel „Die Krone“ statt.  
 — Max Dreher's Schauspiel „Hans“ ist von dem Burgtheater in Wien, von den Hoftheatern in Dresden, München und Hannover und von zahlreichen Stadttheatern zur Aufführung angenommen worden.  
 1. Ein Riesen-Konzertsaal, der 30 000 Personen fassen soll, wird in San Francisco gebaut.  
 — In Goslar ist der Maler Hermann Wislicenus gestorben.  
 — Das Remmünster in Würzburg besitzt neben anderen Kostbarkeiten ein wertvolles altes Bild. Es stammt von Michael Wohlgemuth und stellt die Umbebung der Könige dar. Den Mittelpunkt des Gemäldes bildet das nackte Jesuskind. Diese Naturwüchsigkeit des kindlichen Körpers erregte jedoch das Mißfallen eines geistlichen Herrn. Er ließ, wie der „Frankf. Ztg.“ geschrieben wird, das Bild durch einen Maler nach seinen Angaben „verbessern“ und dem nackten Kindchen eine schöne grüne Draperie vormalen!  
 a. Die ersten Volks-Brausebäder in Paris sind nunmehr eröffnet worden. Für 20 Centimes kann jedermann in einer bequem eingerichteten Zelle eine schottische Douche nehmen. Die Zelle hat einen Parkettboden und enthält einen Spiegel, Garderobenhalter, ein Tischchen, Seitenbretter usw. Die Wände sind mit weißen Fahencen bekleidet. Die Douche ist über einem Wassin aus Cement angebracht. Die Anstalt enthält 15 solcher Zellen.  
 — Die von Marconi mit der drahtlosen Telegraphie im Kanal neuerdings angestellten Versuche erwiesen, daß sich bewegende Schiffe auf hoher See miteinander und mit der Küste kommunizieren können, und daß Telegramme ausschließlich auf den Punkt konzentriert werden können, für welchen sie bestimmt sind.  
 — Neue Forschungen über Confucius und Buddha veröffentlicht der japanische Gelehrte Fukuchi Genichiro, der, entgegen allen bisherigen Annahmen, den Beweis versucht, daß Buddha (Schalammuni) und Confucius Zeitgenossen gewesen, und zwar sei Confucius 13 Jahre nach Buddha geboren und sechs Jahre später als dieser gestorben. —